

„Der Heilige Abend ist kein Feiertag: es gibt nichts zu gedenken, nichts zu feiern.“

So habe ich das in einem Beitrag über Brauchtum gelesen. Weihnachten ist erst Morgen. Die Christvesper ist ein Zugeständnis an die Bequemlichkeit, damit man nicht, wie das früher üblich war, um Mitternacht zum Vesperegottesdienst gehen muss, um die anbrechende Weihnacht zu feiern.

Der Heilige Abend ist kein Feiertag – und genau so beginnt die Weihnachtsgeschichte bei Lukas.

Namen werden genannt, Landschaften und Städte aufgeführt, von Verwaltungsvorgängen ist die Rede und Verwandtschaftsverhältnissen. Eine unverheiratete Frau erwartet ein Kind, ein Säugling wird gewickelt, Wohnungsnot herrscht.

Die Sprache ist alles andere als feierlich: Steuerliste, Volkszählung, Niederkunft, Windeln, Krippe, Herde – nichts fällt aus dem Rahmen.

Auf der einen Seite die Behörden, die unersättlich Geld brauchen und Soldaten, auf der anderen Seite die kleinen Leute, die sich auf den Weg machen und irgendwo Unterkunft suchen.

Wer Stimmung und Andacht, Weihnachtsseligkeit und wohlige Gedanken sucht, wer nach Worten Ausschau hält, die sich auf „innig“ reimen, der muss andere Bücher lesen. Alles stimmungsvolle Drumherum, Ochs und Esel, das Stroh, der holde Knabe mit lockigem Haar, alles Erfindung, um dem Ganzen wenigstens *ein bisschen* Glanz zu geben.

Heute haben wir fast nur noch Glanz und nehmen kaum mehr wahr, woher diese Geschichte kommt. Nur manchmal noch, da sind wir plötzlich mitten drin.

Am 21. September diesen Jahres klingelt das Telefon. Am Apparat der Wirt einer Herberge: „Bei mir hier ist eine Maria, und noch drei weitere. Alle vier aus Afrika, alle vier haben einen langen und beschwerlichen Weg hinter sich, nicht auf einem Esel, sondern illegal im Bauch eines Schiffes. Alle vier sind ohne Joseph hier und natürlich auch ohne Papiere, aber schon eingetragen bei den Behörden. Alle vier sind hochschwanger, in der Zeit, da sie gebären sollen. Können sie zu euch kommen?“

„Leider kein Platz in der Herberge!“, hätten wir sagen können – oder sollen?

Alle Termine sind schon voll belegt. Das meiste an Arbeitszeit ist bereits verplant. Es sind noch eine Menge anderer Leute da, um die wir uns zu kümmern haben, etc....

Man kennt ja so seine Sätze, wenn man durch ein Telefonat, einen Brief, ein kurzes Gespräch plötzlich zum Wirt werden soll.

Aber wenn die Herberge eine Kirche ist, ist das nicht ganz so einfach. Wir werden schon ein wenig Platz freischaufeln können. Die gesetzlich befohlene Eintragung in die Listen kann ja nicht so lange dauern.

Kennen Sie die bethlehemitischen Behörden?

Die nicht wissen, dass Bethlehem heißt: „Das Haus, in dem es Brot gibt“, die nicht wissen, dass eine Geburtsurkunde Brot ist, und ein Pass und eine Duldung, und ein Zimmer, das sich Maria nicht mit 6 anderen Marias und mit 4 weiteren Jesuskindern teilen muss.

Und dann tauchen mit dieser Weihnachtsgeschichte, in die man manches Mal plötzlich hineinkommt, ebenso plötzlich eine Menge Fragen auf:

Wieso die Heilige Familie, die nach der Geburt gleich auf der Flucht war, in Ägypten eine Herberge fand und Joseph Arbeit und Brot, genauso wie lange vor ihnen Jakob mit seinen 12 Kindern, wie noch länger davor Abraham und Sara, oder auch wie Noomi und Elimelech – alles Wirtschaftsflüchtlinge, alle mit einer Herberge im fremden Land – nur hier, in Bethlehem, im Haus, wo es doch Brot gibt...

Es begab sich aber zu der Zeit, zu unserer Zeit, es begibt sich immer wieder, dass wir zur Herberge für Gott werden, der einen Platz unter uns sucht, einen Menschen, eine Gemeinschaft, bei der er unterkommt, die ihn willkommen heißt.

Es begibt sich immer noch, dass Gott bei uns anklopft. Manchmal ist er schwarz und kommt gleich zu viert, manchmal ist er ein Briefpartner in einem anderen, angeblich christlich regierten Land, wo er zum Tode verurteilt im Gefängnis sitzt, manchmal sucht Gott Kleidung und Brot, manchmal nur ein wenig Zeit, die ihm jemand schenkt, einen Brief, den endlich jemand schreibt,... Manchmal sind wir plötzlich mitten drin.

Die Weihnachtsgeschichte spielt nicht im Tempel, nicht in schönen Gottesdiensten, nicht in Palästen oder Heimatliedersshows. Sie spielt auf der Strasse, und die ist kalt und schmutzig, auf der lungern halbseidene Gestalten herum.

Die Strasse ist der Geburtsort Gottes, sein Einfallstor in diese Welt. Auf der Strasse reimt sich nichts auf „wohlig“ oder „hold“.

Die Weihnachtsgeschichte ist eine ungemütliche und strenge Geschichte. Nicht der Kaiser, sondern das Kind. Nicht der Palast, sondern der Stall. Nicht die Minister, sondern die Hirten. Maria mit dem Kind, die zwielichtigen Hirten – und ein ferner Kaiser, der schläft und nicht weiß, dass dieses Kind sein Kaiserreich zerbrechen wird.

Nicht die Macht der Menschen, sondern die so ganze andere Macht Gottes.

Nichts Riesiges, sondern ein Winzling. Die Welt wird auf den Kopf gestellt.

Alle Maße werden verändert.

Wir hören das Jahr für Jahr. Wir haben es bis heute nicht verstanden.

Der große, erhabene Gott ist ein Götze. Der uns rettet, ist Kind, ist mitten unter uns und an unserer Seite - und wir sind hoffentlich an seiner Seite und an der Seite aller, mit denen er uns zu Herbergseltern machen will.

Damit ist die Geschichte aber noch nicht zu Ende.

Nachdem die Ersten am Ziel sind, die Familie eine, wenn auch schäbige, Unterkunft gefunden hat, machen sich die Zweiten auf den Weg. Angetrieben, hervogelockt, aufgeweckt durch einen Engel, ermutigt durch das „Fürchtet euch nicht!“.

Da ist die ganze Nüchternheit der Geschichte mit einem Mal durchbrochen:

„Heiland, Christus, Stadt Davids, Freude und Herrlichkeit,.. und Friede auf Erden!“

Die Nacht wird taghell. Das misstrauische Lauschen in die Nacht vernimmt plötzlich ein Lied, das alle Furcht vertreibt.

Augustus und Quirinius und Herodes sind abgelöst, ihre Macht ist in Wahrheit schon gar keine mehr.

Die neue Stimme vom Himmel ist eine andere, so wie das Kind später auch so ganz anders reden wird. Zu den Nachfahren der Hirten, den Kranken und Armen, den Beleidigten und schräg Angesehen: Selig seid ihr,...

Lasst uns gehen, sagten die Hirten...

So kamen auch zu den vier schwarzen Marias im Laufe der letzten drei Monate viele von ihren Arbeitsfeldern, Hebammen und Krankenschwestern, Journalisten und Professoren, Taxifahrer und Hausfrauen, Gemeindeglieder der Friedenskirche und noch mehr von der Peace Church und brachten mit, was sie hatten: Kinderkleider und Kinderwägen, Erstausrüstung und Monatsfahrkarten, viel Geld und noch mehr Zeit, Briefe und Gebete.

Und manche wissen vielleicht heute noch nicht, dass und wie sie da mitten in die Weihnachtsgeschichte hineingerutscht sind, ganz nahe dem, der später sagen wird: „Was ihr getan habt einem dieser meinen geringsten Brüder und Schwestern...“

So wie das auch sonst oft der Fall ist, wenn Menschen sich kümmern, wenn fremde Schicksale in das eigene Leben aufgenommen werden, ohne dass man weiß, was man eigentlich sagen und wie man trösten soll.

Aber wo man immer sofort weiß, dass man aus diesen Geschichten nicht wieder heraus kommt. Zumindest nicht als die Person, die man war, als alles anfing.

Wer einmal den erdigen Geschmack der Weihnachtsgeschichte gerochen hat, wird ihn nicht mehr los. Das Kind, der Gott, der da geboren wird, ist es, der uns hineinzieht in seine Geschichte mit uns. Der uns immer neu begegnet, überraschend, unpassend, zur vermeintlich falschen Zeit, überfordernd, wie wir oft meinen, und doch in allem so oft tröstend und schenkend.

„Wer in Gott eintaucht, taucht neben den Armen wieder auf“ (Zulehner), taucht neben denen auf, die bedürftig sind, schutzbedürftig, wärmebedürftig wie das Kind im Stall. Gott ist es, der uns zu sich hin zieht, in sich hinein zieht. Wir können nicht anders, als an seiner Seite zu bleiben.

Liebe Gemeinde!

„Der Heilige Abend ist kein Feiertag: es gibt nichts zu gedenken, nichts zu feiern“
Aber, wenn wir schon und trotzdem da sind, gibt es doch einiges zu **bedenken**. Und zwar immer neu, weil wir mit dieser Geschichte ein Leben lang nie an ein Ende kommen. Weil jedes Weihnachtsfest wieder ein Versuch ist, ihr irgendwie gerecht zu werden. Weil wir immer aufs Neue fragen müssen, was das denn bedeutet, dass sich da so gar nichts reimt auf „hold“ und „wohlig“.

Und was das denn bedeutet, dass sich so vieles aus unserem eigenen Leben und den Elendsgeschichten dieser Erde wieder findet in dem, was Lukas erzählt von Stall und Gestank, von Flucht und Erschrecken, von Nacht und Angst und Not, - und warum manche Namen von Menschen heute, in Bayern und woanders, so ähnlich klingen wie Maria und Joseph, aber auch wie Herodes und später Pilatus.

Vor allem aber sind wir hoffentlich hier, um unseren Glauben neu auszurichten an dem, dass da mitten in dieser Geschichte von Wohnungsnot, Stall und Windeln, mitten in dieser kalten Nacht plötzlich und unüberhörbar von Gott die Rede ist. Dass diese Geschichte Christi Geburt genau dahin setzt, wo Menschen in Not und Finsternis sind, mit ihren Kräften und Hoffungen und Worten am Ende. Nichts als Gottes bedürftig! Dass diese Geschichte eigentlich so gar nichts von frommer Innerlichkeit erzählt, dafür umso mehr von Herodes und dem Römischen Reich und allen ihren Nachkommen bis heute – sowie von deren Opfern, auch bis heute. Und eben der Geburt Gottes genau da mitten drin.

Und dass wir in dieser Geschichte, die ja noch rund 30 Jahre weiter geht, auch dabei sind, als Hirten, als Marias und Josephs, als Herbergseltern mit manchmal geschlossenen und zum Glück manchmal auch offenen Türen, als Lahme und Blinde, Gebückte und Stolze, Jünger und Pharisäer.

Immer als solche, die den Engel in der Nacht brauchen:

„Fürchtet euch nicht, euch ist heute der Heiland geboren!“